

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 7

Buchbesprechung: Lektüre für Ferientage : Hinweise auf neue und ältere Bücher

Autor: Huber-Grieder, Adriana

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lektüre für Ferientage

Hinweise auf neue und ältere Bücher

Von Adriana Huber-Grieder

Wäre es nicht reizvoll, heute, zu einer Zeit, da jedermann von Establishment, Hippies und Konsumzwang spricht, wieder einmal Thoreau zu lesen? Für geruhsame Sommertage bestimmt eine geeignete Lektüre!

Walden or Life in the Woods

ist das Buch, an das ich denke, erschienen im Artemis-Verlag.

Henry David Thoreau wurde 1817 in Concord (Massachusetts) geboren. Nach Verlassen der Harvard-Universität rechnete er sich aus, dass er eigentlich nicht mehr als sechs Wochen pro Jahr arbeiten müsse, um nach seinem Sinn leben zu können. «Wer einen Beruf ergreift, ist verloren», schrieb er als Dreizehnjähriger in sein Tagebuch. Und so ergriff er auch keinen. Mit 28 Jahren zog er in den Wald, baute sich in der Nähe eines Sees eine Hütte und lebte dort zwei Jahre, er schreinerte sich die Möbel, angelte und zog Gemüse. Seine Hauptbeschäftigung: Er führte ein Tagebuch. So entstand «Walden». «Ich bin in den Wald gegangen», schrieb er, «weil mir daran lag, mit Verstand zu leben, es nur mit den Grundtatsachen des Daseins zu tun zu haben und zu sehen, ob ich nicht lernen könne, was es zu lernen gibt, damit mir in der Stunde des Todes die Entdeckung erspart bleibe, nicht gelebt zu haben.» Seine bevorzugte Lektüre waren Homer und Platon.

Und um Sie nun noch neugieriger auf das Buch zu machen, einige Untertitel: Das Bohnenfeld / Gesellschaft, aber mit Mass / Volkshochschulen / Lektüre / Wasser, vom Winde bewegt / Der Veitstanz des Lebens / Die Kohlmeisen / Wo ich lebte und wofür / Belesenheit.

Seine armen Freunde, die in grossen Wagen kamen, ihn zu besuchen, verhöhnte er bissig, sie, die armen Opfer des Establishments — seine Naturbeobachtungen aber gehören zum Schönsten, das man lesen kann. «Ich übergehe das Ungewöhnliche — den Sturm und das Erdbeben — und schildere das Gewöhnliche. Es besitzt den

grössten Liebreiz und ist der wahre Gegenstand der Dichtung.»

Wenn Ihre Kenntnisse der Tessiner Literatur etwa ebenso lückenhaft sind wie die meinen, die mit Francesco Chiesa anfangen und dann sehr bald einmal aufhören, sollten Sie sich den Band

Neue Erzähler aus dem Tessin

erschienen im Benziger Verlag, vornehmen. Das Vorwort von Alice Vollenweider gibt einen ausgezeichneten Überblick über Entwicklung und Tradition der eigenständigen Literatur im Tessin.

Was mich an diesem Sammelband besonders fasziniert hat, ist einmal das unverwechselbar Schweizerische, das aus jeder Erzählung spricht, dann aber auch das packend Gegenwartsnahe. Es wird ein modernes Tessin gezeigt, ohne jede Spur von Folklore. Wenn auch zum Beispiel Adriano Soldinis Erzählung «Meine Alten» heisst, ist doch nichts da von dem, was man vor 30 Jahren von einer Erzählung aus dem Tessin erwartete, keine Nonna in schwarzem Kopftuch brät Kastanien, sondern die Alten werden bildlich an den Rand des Dorfplatzes gedrängt, den die Jungen mit ihren knatternden und heulenden Motorfahrzeugen beherrschen. Nicht mehr die landschaftliche Idylle einsamer südlicher Bergtäler und Seen gibt den Hintergrund ab, sondern, mit den Worten der Herausgeberin, «eine graue anonyme Provinz mit verkehrsreichen Strassen, Hochhäusern, monotonen Stadtparken und Touristen.»

Nicht nur die Tessiner Schriftsteller sind bei uns wenig bekannt, es ist dies offensichtlich das Los der italienischsprachigen Gegenwartsliteratur überhaupt. Für mich jedenfalls war das Buch von Vasco Pratolini eine Art Entdeckung.

Geheimes Tagebuch

erschienen im Benziger Verlag, beginnt mit den Sätzen:

«Als die Mutter starb, warst du fünf-

undzwanzig Tage alt und schon nicht mehr bei ihr, du warst auf dem Hügel. Die Bauern, die dich in Pflege genommen hatten, gaben dir Milch von einer gescheckten Kuh, auch ich bekam davon, als wir dich einmal mit der Grossmutter besuchten.» Es sind dies die Erinnerungen des etwa neun Jahre älteren Bruders, die er in monologischer Form an den Jüngeren richtet, Erinnerungen, wie sie als Kinder getrennt wurden, sich aber in den verschiedenen Stationen des Lebens immer wieder fanden, immer auf der Suche nach dem wahren Bild ihrer früh verstorbenen Mutter.

Wenn ich mit Beharrlichkeit überall Geburtsdatum und -ort der Autorenaufführe, dann deshalb, weil mir scheint, dass man dadurch bereits ein wenig ein Bild vom Dichter gewinnt, ihn leichter einordnen kann. Pratolini ist als Sohn eines Arbeiters 1913 in Florenz geboren. Er arbeitet an einem grossen Romanzyklus «Una storia italiana», von dem bis jetzt 3 Bände erschienen sind.

Für «Geheimes Tagebuch» wurde Pratolini 1965 in Frankreich — nach Grass und L. Durrell — mit dem Preis für das beste ausländische Buch ausgezeichnet — aber was sagt das schon! Nur schwer lässt sich der poetische Zauber in Worte fassen, den das Buch ausstrahlt und dem sich kaum ein Leser wird entziehen können.

Ein Kreis im Feuer

von Flannery O'Connor ist als Taschenbuch erschienen (RoRo 976) und hat deshalb selbst im kleinsten Flugköfferchen Platz. Die Übersetzung aus dem Amerikanischen besorgte Elisabeth Schnack.

Flannery O'Connor ist nicht etwa zu verwechseln mit ihrem gut zwanzig Jahre älteren Namensvetter aus Irland, Frank O'Connor, aus dessen Feder die berühmte Erzählung «Und freitags Fisch» stammt. — Flannery O'Connor wurde 1925 in Savannah (Georgia) geboren, und der Süden der Vereinigten Staaten ist auch der Schauplatz dieser acht Erzählungen.

Der Unsterbliche

Von H. P. Aegler

Sie sind alle auf ein Grundthema gestimmt: sie zeigen, was geschieht, wenn die Unschuldigen, naiv Vertrauenden auf die Erfahrenen und Berechnenden treffen. Am besten vermittelt vielleicht der Anfang der Geschichte «Ein letztes Treffen mit dem Feind» einen Eindruck von Flannery O'Connors sarkastischer Art, das Tragische so darzustellen, dass es uns doch ein Lächeln abgewinnt:

«General Sash war hundertvier Jahre alt. Er lebte bei seiner Enkelin, Sally Poher Sahs, die zweiundsechzig war und jeden Abend auf den Knien betete, er möge es doch noch erleben, wenn sie von der Hochschule abging. Der General gab keinen Pfifferling für eine Abschlussfeier, doch zweifelte er einen Augenblick daran, dass er es noch erleben würde.»

Lockt es Sie nach dieser kleinen Kostprobe nicht, das Bändchen in die Ferien mitzunehmen?

Mit dem Auftrag, ein paar Ferienbücher zusammenzustellen, gab man mir auch die sehr direkte Anweisung, «ums Himmels Willen» nicht wie ein Bücherkatalog zu schreiben und unter Umständen auch ältere Bücher in die Liste aufzunehmen, wenn sie nicht allzu bekannt seien. Und das sind die Werke des Dänen Hermann Bang, der zu meinen Lieblingsdichtern gehört, sicher nicht. Leider gibt es nur noch sehr wenige Übersetzungen ins Deutsche. Eine davon ist der Roman

Das weisse Haus, das graue Haus

erschienen im Manesse-Verlag.

Hermann Bang ist 1857 in Adserballe auf der Halbinsel Alsen als Sohn eines Pfarrers zur Welt gekommen. Das Pfarrhaus ist das Paradies seiner Jugend, das er später als «Weisses Haus» geschildert hat. «Tell me the tales / that to me were so dear / long, long ago / long, long ago», das ist die Strophe, die er diesem Roman vorangestellt hat; refrainartig klingt sie immer wieder auf und gibt die leichte Melancholie wieder, die als Grundton durch das ganze Buch schwingt.

I mmer, wenn ich in einem Museum vor dem Gipsmodell oder Skelett eines Sauriers oder Mammuts stehe, denke ich bedauernd: «Schade, daß diese Tiere ausgestorben sind! Was gäbe ich nicht darum, so ein Riesentier einmal leben-dig zu sehen.»

Aber vielleicht liegt eine weise Lehre darin, daß die winzig kleinen Bazillen alle ihre milliardenfach größeren Naturkollegen überlebt haben. Und nicht nur riesige Tiere, auch riesige Völker sind ausgestorben. Wohin sind die Babylonier gekommen? Wohin die Inkas?

Ich weiß es nicht. Etwas aber weiß ich ganz bestimmt: Mögen auch ganze Völkerstämme und Tiergattungen aussterben, einzelne Menschentypen – und besonders die Unangenehmen – sind unsterblich. Der Geizhals, der Scheinheilige, der Feigling, der Tagedieb und wie diese lieblichen Auswüchse am Baume der Menschheit alle heißen mögen. Es hat sie immer gegeben und wird sie immer geben. Man kann ihr Dasein durch Jahrhunderte, ja, Jahrtausende verfolgen.

Da ist zum Beispiel «Herr Ganznett». Ich greife diesen Typ heraus, weil er mir ganz besonders gegen den Strich geht. Gäbe es eine Familienchronik von Herrn «Ganznett», so würden wir höchstwahrscheinlich darin lesen können: Ganznett zeugte drei Söhne: den Blasiert, den Übersättigt und den Kaltschnauz. Blasiert zeugte den Teilnahmslos, den Abgestumpft, den Strohdresch. Teilnahmslos zeugte

Klaus Mann schrieb: «Vielleicht gab es nur noch einen zweiten Proaisten (neben Rilke), der mir ebensoviel bedeutete, den ich mit derselben Hingabe liebte und bewunderte: Hermann Bang. Ich liebte seine Technik, die raffinierte Diskretion eines Impressionismus, dessen Wirkungen an Monet und Debussy gemahnen. Das eigentliche Drama spielt sich bei Bang stets zwischen den Zeilen ab, kaum ausgesprochen, nur angedeutet im nervösen Staccato der Dialoge... Meine Wehmut steigerte sich, wenn ich be-

den Snob, die Lederseele, den Oberflächlich.

So ließe sich dieser Stammbaum bis ins Unendliche fortsetzen.

Zum erstenmal finden wir den Stammvater derer von «Ganznett» beim Turmbau zu Babel. Schon ragte der Turm bis an die Wolken und bewies, daß es auch schon vor Erfindung der Technischen Hochschulen ganz tüchtige Bauleute gegeben hatte. Herrlich war der Bau anzusehen. Einer der Bauleute, mit dem Namen Arpharchsad, wandte sich an Herrn «Ganznett», der im übrigen keine Hand gerührt hatte, sondern bloß kritisierend vor dem Turm auf- und abspazierte, und fragte stolz: «Ist der Turm nicht wunderbar? Sind seine Höhe, seine Stärke nicht einfach überwältigend?»

«Ganz nett!» meinte der Gefragte. «Wirklich, ich muß sagen, ganz nett!»

«Wie?» staunte Arpharchsad, «Er-schüttert der Anblick nicht deine Seele?»

Herr «Ganznett» rümpft die Nase. «Ich sagte doch schon: Ganz nett! Wenn man überhaupt schon für Türme etwas übrig hat, so muß ich zugeben, in der Tat ganz nett!»

In diesem Augenblick löste sich ein Steinblock aus dem dreißigsten Stockwerk und donnerte zu Boden. Leider wurde Herr «Ganznett» nicht getroffen – aber das war schon damals unmöglich, denn er ist ja unsterblich! Siegfrieds Panzer aus Drachenblut hatte jene verwundbare Stelle, auf die unglückseligerweise das Lindenblatt gefallen war. Das Brett aber, das Herr

dachte, wie der Dichter Bang gestorben ist: allein, unbehaust, wie einer der Artisten und Virtuosen, die er so gerne beschrieb. Sein Leben endete in einem amerikanischen Pullmanwagen, irgendwo im wilden fernen Westen, in einem Land namens Utah, nicht weit von einer Stadt namens Ogden.»

Wenn Ihnen «Das weisse Haus, das graue Haus» gefällt, dann ergeht es Ihnen vielleicht wie mir: es ist eines der wenigen Bücher, die ich immer und immer wieder lese.